

KiWi

LENZ KOPPELSTÄTTER

# BEI DEN TANNEN

EIN KRIMI  
AUS  
SÜDTIROL

EIN FALL FÜR  
COMMISSARIO  
GRAUNER



Lenz Koppelstätter

## Bei den Tannen

*Ein Fall für Commissario Grauner*



# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

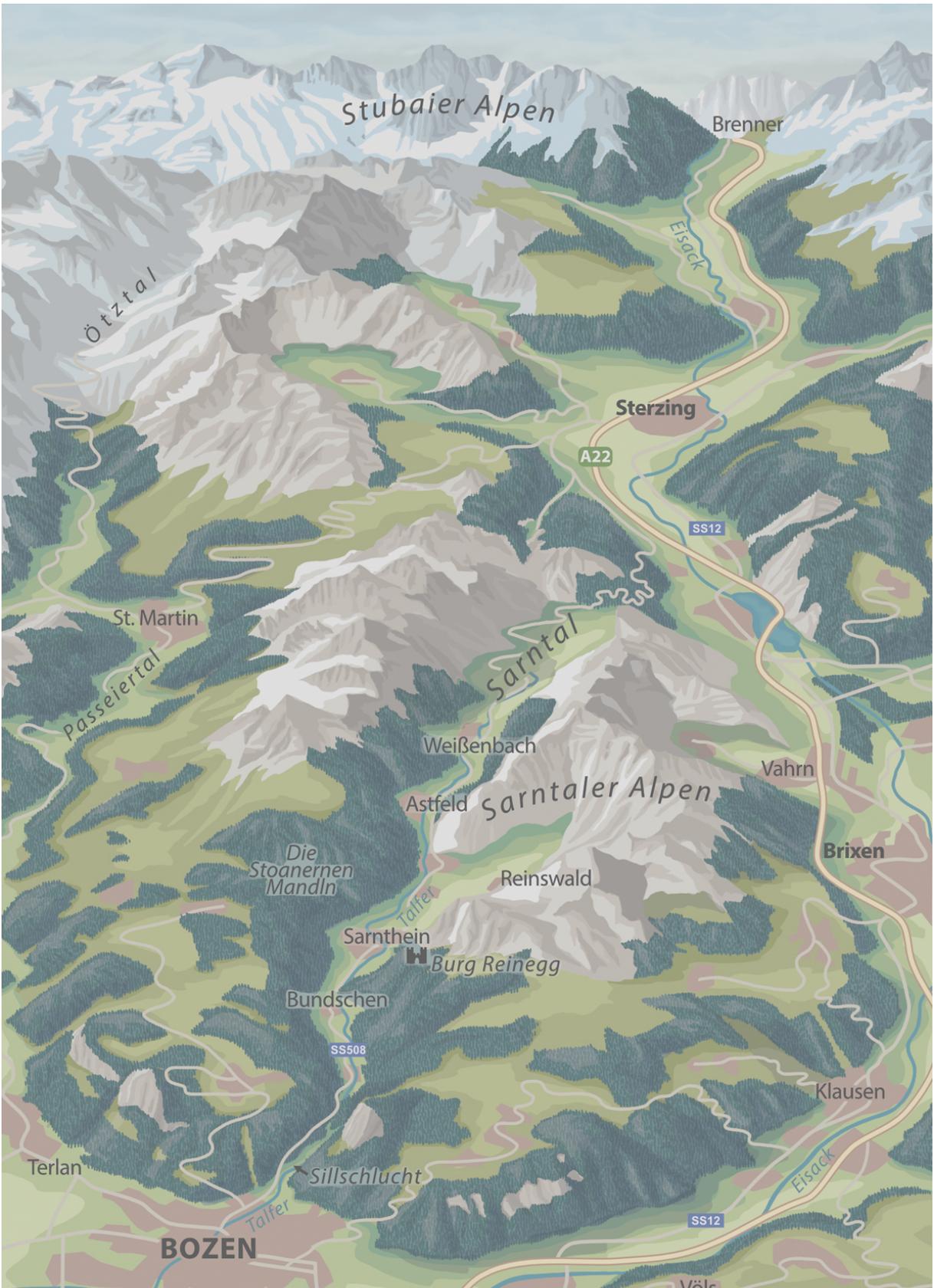
[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Lenz Koppelstätter](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)





**Hinweis für E-Reader-Leserinnen und Leser**

Wenn Sie sich die Karte in Farbe und zoombar ansehen möchten, dann geben Sie bitte die folgende Internetadresse im Browser Ihres Computers oder Smartphones ein:

[www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/die-karten-zu-bei-den-tannen](http://www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/die-karten-zu-bei-den-tannen)

**Hinweis für Leserinnen und Leser auf dem Smartphone/Tablet oder am Computer**

Sie möchten sich die Karte zoombar anschauen? Dann tippen bzw. klicken Sie bitte auf die Abbildung. Es öffnet sich ein neues Fenster mit der entsprechenden Website-Ansicht.

# Inhaltsverzeichnis

## **Hinweis zum Buch**

## **Prolog**

## **Karten zum Buch**

### **26. August**

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel

### **27. August**

1. Kapitel
2. Kapitel

3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel
24. Kapitel

**28. August**

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel

## **29. August**

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

**Epilog**

**Danke**

*Personen und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Im Burgfried von Reinegg sind das Flehen und Zerren mancher verdammten Seelen noch zu hören und zu spüren. In Bezug auf Ortsbeschreibungen nimmt sich das Buch Freiheiten heraus.*

## Inhaltsverzeichnis

## Prolog

Es gibt da drei Schwestern, so erzählen es die Leute im Tal, und wenn etwas passiert, etwas Schlimmes passiert, in diesem Tal im Herzen Südtirols, so etwas Schlimmes, wie es der liebe Gott nur alle paar Jahrzehnte passieren lässt, dann ist die Familie der drei Schwestern daran schuld. Denn so ist es immer schon gewesen.

Die drei Schwestern, das sind die Jöchler Hedwig, die älteste, hagere Gestalt, blasser Teint, pechschwarzes Haar. Die Jöchler Lisa, die mittlere, kastanienbraunes Haar, Sommersprossen, rote Pausbacken. Die Jöchler Susanne, die jüngste, das Nesthäkchen, die Nachzüglerin, goldblondes Haar. Alle drei sind sie ledig, weil sich kein Mannsbild mit so einer einlassen will. Alle drei sind nicht getauft, weil der Herr Pfarrer, recht hat er, so sagen die Leute im Tal, kein Kind taufen lässt, von dem man nicht weiß, wer der Vater ist. Denn dann würde er ja Probleme bekommen, der Pfaff, und zwar mit dem lieben Gott, seinem Chef sozusagen, dem Unfehlbaren, weil, wenn man nicht weiß, wer der Vater eines Kindes ist, dann könnte ja auch, auszuschließen ist es jedenfalls nicht, der Teufel seine Finger im Spiel gehabt haben.

Das alles erzählen sie über die Jöchlerinnen, die Leute im Dorf, und die, die nicht mehr leben, die schon oben beim lieben Herrgott sind oder unten beim Beelzebub, die haben früher ganz Ähnliches erzählt, über die Mutter der drei Schwestern. Und die, die viel länger schon in ihren Gräbern verrotten, die erzählten ganz Ähnliches von der Großmutter und von der Urgroßmutter – und so geht das schon seit Anbeginn der Zeit. Von den Jöchlerinnen kommt nichts Gutes, darauf kannst du Gift nehmen, das

sagen die Leute im Dorf. Das erzählen die Älteren den Jüngeren, und die Jüngeren erzählen es ihren Kindern und Kindeskindern, und so wird es auf ewig weitergehen. Das ist das Gesetz der dunklen Welt.

Da kann die Sonne noch so hell über dem Sarntal strahlen, heller als sonst irgendwo, da kann der hellblaue Himmel noch hellblauer glitzern über Südtirol, hellblauer als sonst irgendwo, der pulvrige Schnee auf den Gipfeln kann noch pulvriger schimmern als sonst irgendwo, die sattgrünen Wiesen noch sattgrüner leuchten als sonst irgendwo, die kerngesunden Kühe noch kerngesünder muhen als sonst irgendwo.

Nichts hilft gegen die Jöchlerinnen. Auch nicht, dass man keine Jöchlerin je innerhalb der Friedhofsmauern begraben hat, was selbst, wenn man wollte, nicht ginge, weil sich die Jöchlerinnen immer schon, wenn es an der Zeit war zu gehen, wie die wilden Tiere in den Wald verkrochen haben und einfach nicht mehr daraus hervorgekommen sind.

Nein, es ist kein Kraut gewachsen gegen diese Jöchlerinnen. Man muss wohl, das sagen sie, die Leute aus dem Sarntal, das Schlimme, das sie bringen, hinnehmen. Beten, einfach beten, weiter beten. Vielleicht, das sagen sie nicht laut, die Leute aus dem Sarntal, aber sie ahnen, vermuten, flüstern es, immer schon, vielleicht sind die Jöchlerinnen die Strafe Gottes. Gottes Strafe und Teufels Beitrag für alles, was sie selbst, die Sarnerinnen und Sarner, über die Jahrzehnte und Jahrhunderte so alles angestellt haben. Für alles Schlimme, Schreckliche, Unverzeihliche, das sie stets, dem eigenen Gewissen zur Erleichterung, den Jöchlerinnen untergeschoben haben.



Iss so, hatte sie in einem ihrer unzähligen Bestseller einmal geschrieben, als ob jeder Bissen dein letzter wäre. Der letzte Bissen ihres Lebens nun bestand aus feinsten Wildhasenpastete auf einem Tannenzapfenchip,

gekrönt von einer Walderdbeere, die wiederum mit drei Tröpfchen Bärlauch-Espuma garniert war.

Sie schloss die Augen, so wie sie das immer tat. Sie versuchte, alles auszublenden, doch es gab so viel auszublenden, ihr Leben war derart turbulent, alles ausblenden, das war ein Ding der Unmöglichkeit.

Vorgestern war sie noch in San Francisco gewesen, bei einer exklusiven Chardonnay-Verkostung, zuvor war sie eine Woche durch Japan gereist, um eine für sie persönlich organisierte Seminarreihe über antike Techniken der Sushi-Zubereitung zu besuchen, gestern hatte sie schließlich in der Nähe von Modena, in dem Dörfchen Rubiera, am Flüsschen Secchia, Station gemacht. Dort hatte sie den Chefredakteur der Frankreichausgabe ihres Gourmetmagazins *Sette Forchette* getroffen.

Sie hatten sich zu einem Mittagessen beim Ausnahmekoch Antonio Martin zusammengefunden, der in einer alten Scheune am Flüsschen, wo er auch geboren und aufgewachsen war, sein Gourmetrestaurant führte. Sie hatte mit Martin vor vielen Jahren einmal eine Affäre gehabt, kurz, leidenschaftlich, professionell, so wie sie es bevorzugte. Sie waren immer noch befreundet, sehr gut befreundet sogar, sie erzählten sich vieles, beinahe alles, hatten kaum Geheimnisse voreinander. Im Gegenteil. Sie teilten ein paar Geheimnisse, von denen sonst niemand wusste.

Martin hatte das Lokal leer räumen lassen und an diesem Tag keine anderen Gäste hereingelassen, geschlossene Gesellschaft, dabei hatte sie ihm, diesem lebenswerten Nervenbündel von Spitzenkoch, doch vorab extra, weil sie es schon ahnte, ausrichten lassen, dass er ihretwegen bitte nicht das gesamte Lokal auf den Kopf stellen möge. Sie hatte dann selbst noch einmal angerufen, um zu unterstreichen, dass er sich – Antonio, mein lieber Antonio, ich bitte dich, *dio mio!*, beim Leben meiner Hunde, große Gourmetkritikerinnen bitte – bloß keine Umstände machen sollte. Er hatte nicht auf sie gehört.

Nun also war sie im Sarntal. Endlich wieder. Dass sie die Konsistenz dieses Chips stets genossen hatte, dachte sie noch. Gleichzeitig verschmolz sie mit der von ihr vor Jahren entwickelten Schmatztechnik, die sie in einem ihrer Bestseller – *Die Kunst des Kauens* – beschrieben hatte. Der Tannenzapfengeschmack mit dem Gusto der feinen Wildhasenpastete und dem Hauch Waldbärlauch. Mit der Zunge drückte sie die weiche Walderdbeere gegen die Innenseite der Schneidezähne, sie spürte, wie der Saft der Erdbeere auf das Gemisch aus Bärlauch, Tannenzapfen und Wildhase tropfte. Sie hoffte, etwas zu schmecken, und ja, für den Bruchteil einer Sekunde war ihr, als schmeckte sie tatsächlich etwas. Alles in ihr bebte, das waren stets die Momente gewesen, für die sie lebte, die Momente des absoluten Glücks, das sie beinahe nur noch hier verspürte. Nur noch so selten.

Doch dann, innerhalb von Sekundenbruchteilen spürte sie, dass etwas nicht stimmte. Erst dachte sie, dass es mit einer der Zutaten zu tun haben musste, die sie soeben geschluckt hatte, vielleicht war eine nicht von bester Qualität, oder ... Sie hatte solche Angst, den Gedanken zu Ende zu denken. Sie schaffte es auch nicht.

Denn ihr wurde nun schwindelig, sie versuchte aufzustehen, sich am Stuhl festzuhalten, griff daneben, wankte leicht, drehte sich halb. Wankend sah sie noch einmal durch die bodentiefe Fensterfront auf die Lichtung hinaus, die den Blick über das Tal freigab. Am Horizont schimmerten die Dolomitengipfel in der prallen Mittagssonne, der Schlern, der Rosengarten, das Weißhorn, die Marmolata. Ihr blieb kurz die Luft weg, ob der Schönheit. Aus kurz wurde lang. Sie japste, schnappte, nichts, kein Sauerstoff, der Blick schwamm, von rechts sah sie eine Gestalt herbeieilen, dann eine zweite, sie verlor jegliches Zeitgefühl, erkannte gerade noch die Gesichtszüge der Chefköchin, Hedi, auf die sie einst eine Hymne verfasst hatte.

Dann wurde ihr schwarz vor Augen. Hedis Stimme klang gedämpft, wie aus einer fernen Welt.

»Signora Manfredi ...«

Sie duzte ihre Lieblingsköchinnen und Lieblingsköche stets, von denen ihr viele zu Freundinnen und Freunden geworden waren. Diese aber siezten sie weiterhin, eine Carla Manfredi duzte man nicht. Auch nicht, wenn man sie eine Freundin nannte, und selbst dann nicht, wenn sie vor einem zusammenbrach, nicht mehr atmete, nur noch zitterte, Schaum im Mundwinkel.

War es das nun? War das ihr Ende? Hier im *Tan*, in diesem göttlichen Waldrestaurant? Ein paar verwirrte Erinnerungsfetzen folgten: das Gesicht eines der Sushi-Köche im japanischen Hinterland nahe Nagano. Die intensive Farbe des ganz vorzüglichen 2009er *The Judge Chardonnay* aus dem nördlichen Napa Valley. Der Blick auf das Flösschen Secchia, die Ebene, den Nebel. Antonios noch schlaftrunkene Augen, sein ungekämmtes Haar, seine letzten Worte, die allerletzten. Sie verstand. Nun verstand sie. Er hatte sie immer geliebt. Er hatte stets alles für sie getan. Alles.

Sie dankte ihm, dann froren die Gedanken ein. Sie spürte es regelrecht. Es war also wohl doch nicht so, dass das ganze Leben an einem vorbeizog, keine Kindheitserinnerung, keine Erinnerung an die Eltern, denen sie ihr Leben lang nicht verzeihen konnte, dass sie nicht an sie geglaubt hatten. Hirnstillstand, nur die Ohren hörten noch das Winseln ihrer beiden Hunde, die stets, darauf bestand sie, unter dem Tisch sitzen durften, während sie speiste.

Dann war da nichts mehr. Carla Manfredi wurde achtundfünfzig Jahre alt. Sie hinterließ das bedeutendste Gourmetmagazin der Welt, eine Wohnung in der römischen Via dei Condotti mit Blick auf die Spanische Treppe, ein geschätztes Vermögen von rund dreißig Millionen Euro, ein Bankschließfach mit Goldschmuck im Wert von rund 1,2 Millionen, einen

Bentley, cremefarben, Baujahr 1972, einen Afghanischen Windhund und einen Volpino Italiano, die beide, so lautete das Gerücht, ihr Hundefutter nur anrührten, wenn es vorab mit feinstem, kalt gepresstem sizilianischem Olivenöl garniert und mit zweiundsiebzig Monate gereiftem Parmesan untermischt worden war.

## Inhaltsverzeichnis



Stubai Alpen

Brenner

Ötztal

Eisack

Sterzing

A22

SS12

St. Martin

Passiertal

Sarntal

Weißbach

Vahrn

Sarntaler Alpen

Astfeld

Brixen

Die Stoanernen Mandln

Reinswald

Taferl

Sarnthein

Burg Reinegg

Bundschen

SS508

Klausen

Terlan

Sillschlucht

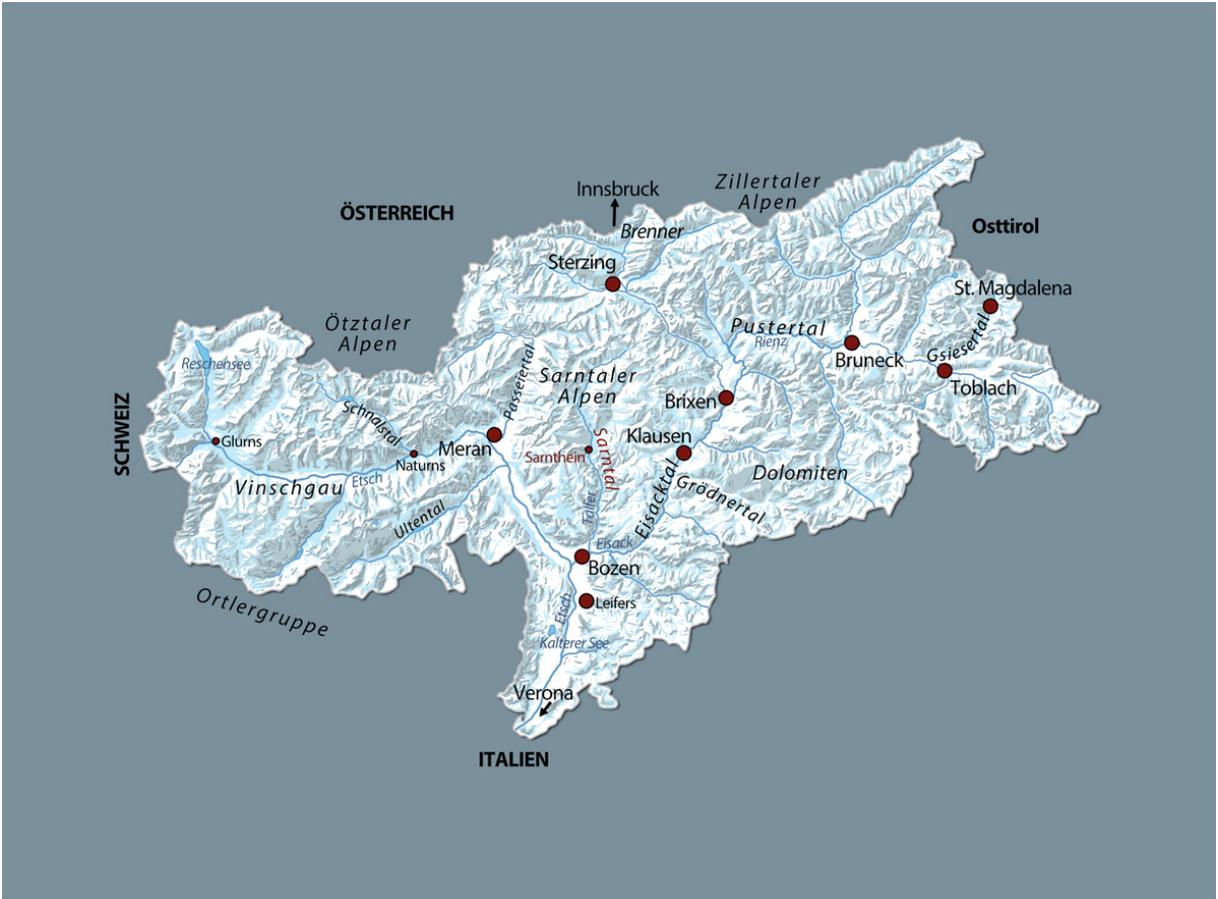
BOZEN

Eisack

SS12

A22

Völs



## 26. August

### 1

Es war nun bereits über ein halbes Jahr her, doch Grauner hatte sich all die Wochen und Monate nicht überwinden können, hierherzukommen. Er sah sich um, Silvia Tappeiner, seine Assistentin, hatte ihm erklärt, wo es ungefähr lag. Sie war anfangs jeden Tag hier gewesen, das wusste er, und auch jetzt noch kam sie mindestens einmal die Woche vorbei.

Mit dem Tod eines Kollegen ging jeder anders um. Man musste jedem seine Art der Trauer, der Bewältigung, des Verdrängens, des Friedenschließens mit dem Unumkehrbaren lassen.

Commissario Johann Grauner, der nicht nur Kommissar bei der Mordkommission in Bozen war, sondern auch Viechbauer, auf einem Hof hoch über dem Eisacktal, musste verdrängen, um wenigstens tagsüber für ein paar Stunden Frieden zu finden. Denn im Schlaf holten ihn die Dämonen wieder ein. Nacht für Nacht, seitdem es passiert war, Anfang des Jahres. Der Tod eines engen Kollegen war das Schlimmste, was einem Polizisten geschehen konnte.

Ja, die Dämonen waren wieder da. Auch die altbekannten Rückenschmerzen waren zurück. Ein paar Jahre waren sie weg gewesen. Oder waren es neue, andere Rückenleiden? Er hatte seine früheren Schmerzen stets auf den körperlichen und seelischen Stress zurückgeführt. Ein paar Jahre, es war die Zeit, in der er den Mord an seinen Eltern aufgeklärt glaubte, hatte er eine unerwartete, wohltuende

rückenschmerzfremde Leichtigkeit erlangt, doch das war nun wieder vorbei. Vielleicht waren diese neuen Schmerzen, so überlegte er, während er zwischen den Grabsteinen des Friedhofs von Bozen umherirrte, kein Zeichen von Stress, sondern vielmehr seines voranschreitenden Alters. War es das also schon wieder, mit dem unbeschwerten Leben?

Grauner unterdrückte einen Fluch, hob nur böse die Faust zum Himmel. Er schaute sich um, sah alte Frauen und alte Männer zwischen den Gräbern umherschleichen. War er jetzt einer von denen, die es zum Friedhof zog, um sich schon mal umzusehen, weil das ewige Friedhofsdasein Tag für Tag näher kam? Aber nein, verwarf er den Gedanken, er war ja nicht deshalb hier.

Er hatte geweint, als es geschehen war, seine Frau und seine Tochter waren bei ihm gewesen. Bei der Arbeit musste er stark sein, für seine Mitarbeiter da sein. Er hatte bei den Begräbnisvorbereitungen mitgeholfen. Solange es etwas zu tun gegeben hatte, war es ihm gelungen zu verdrängen.

Er hätte eigentlich gar nicht hier, in Bozen, begraben werden sollen. Doch dann stellte sich heraus, dass die Raten für das Grab seiner Familie schon seit Jahren nicht mehr bezahlt worden waren. Niemand hatte sich darum gekümmert. Das Grab war ausgehoben, die Knochen der Ahnen waren beseitigt und neue, fremde Tote ins Grab gelegt worden.

Grauner und Tappeiner hatten sich der Sache sofort angenommen, ein unbelegtes Grab gekauft und alles Weitere veranlasst.

Doch je näher der Tag des Begräbnisses gekommen war, der Moment, in dem man einfach still dasteht, den soeben noch lebenden, lachenden, glücklichen Kollegen im Sarg weiß, den Sarg in der Erde verschwinden sieht, desto schlimmer wurde alles.

Nein, er hatte beim Begräbnis nicht dabei sein können. Es war einfach nicht gegangen. Er hatte es einfach nicht geschafft. Er habe die Grippe, hatte er am Telefon gelogen und ob der tumben Lüge hatten ihn tatsächlich sofort Fieberschübe und Schüttelfrost heimgesucht. Er hatte sich tagelang mit Schuldgefühlen im Bett gewälzt. War er schuld am Tod des Kollegen? Die Antwort darauf war immer gleich. Er war der Vorgesetzte gewesen. Niemand hatte ihn beschuldigt. Nur er selbst fühlte sich schuldig. Irgendwie. Sie beide hatten anfangs ihre Schwierigkeiten miteinander gehabt, waren sich über die Jahre dann aber nähergekommen. Jüngere Kollegen sollten niemals vor ihrem Chef sterben. Nie!

Er zog das Handy hervor, scrollte zur Nachricht von Tappeiner, in der sie ihm den Standort des Grabs beschrieben hatte. Er vermutete bereits, dass ihn sein Unterbewusstsein hier so hilflos herumirren ließ, weil es ihn nicht an diesem Grab stehen haben wollte. Ihn nicht den schlichten Grabstein, das darauf angebrachte Foto erblicken lassen wollte. Das junge Gesicht, das bübische Lächeln. Nicht den Namen ...

Aus dem Augenwinkel sah er, wie das Handy aufleuchtete. Er hatte den Klingelton, wie immer, ausgemacht. Auch das Vibrieren. Tappeiner. Er rang mit sich, hob schließlich verärgert ab. Sie schoss los, ohne Begrüßung. Er wusste, was das bedeutete.

»Wo?«, fragte er nur. Dann legte er auf. Und machte kehrt.

»Wo?«, fragte er, »wo ist er?«

Sie schaute verlegen zu Boden. Schaute auf das Chaos. Am Anfang hatte sie ein paarmal für ihn aufgeräumt, auch für ihn gekocht, sie hatte ihn bemuttert, hatte es gerne getan, doch irgendwann hatte sie beschlossen, dass es aufhören musste. Nur wenn sie aufhörte, würde er wieder in die Selbstständigkeit zurückfinden.

Dachte sie. Hoffte sie. Irgendwie.

»Bei ihm?«, fragte er weiter.

Sie nickte.

Nun schaute er zu Boden. Ebenso verlegen. Schweigend. Es war nun ein halbes Jahr her, dass er tot war, sie hatten immer noch keinen Weg gefunden, darüber zu reden. Da war nur Schweigen. Gemeinsames verlegenes Schweigen. Vielleicht musste das so sein, dachte sie.

Sie hatte anfangs jeden Tag am Grab gestanden. Noch heute, ein halbes Jahr später, stand sie jede Woche einmal da. Sie legte frische Nelken hin. Sprach zu ihm. Piero war tot. Piero Marché, Sovrintendente della Polizia di Stato.

Es war alles so schnell gegangen. Er hatte zwei Schüsse abbekommen. Einen Lungendurchschuss, einen Schuss in den Bauch. Er hatte sofort zurückgeschossen und musste Igor Koloff getroffen haben, der Krankenhausflur war mit dessen Blut bedeckt gewesen. Koloff hatte es nicht in Saltapepes Zimmer geschafft, die Spurensicherung hatte rekonstruieren können, dass er über die Feuertreppe geflohen war, vor dem Eingang der Notaufnahme hatte die Blutspur geendet.

Er wurde drei Wochen später aus der Moskwa gefischt. Kehle durchgeschnitten. Igor Koloff, genannt \_\_\_\_\_, war tot. Und seine Verlobte, Cleo Garebani, ebenso. Erschlagen in ihrer Einzelzelle. Wohl von Inhaftierten anderer Camorra-Clans und mithilfe korrupter Aufseher, welche die Mörder zu ihr gelassen hatten. Der Garebani-Clan war am Ende. Saltapepe in Sicherheit. Vor ihnen. Aber nicht vor sich selbst.

Piero Marché war als Held gestorben. Er hatte nicht leiden müssen. Vielleicht würde ihnen das ein bisschen Trost spenden, irgendwann. Er war gestorben, um ihn zu retten. Sie drehte sich zu Claudio. Sein Gesicht war finster, seine Schläfen ergraut, er sah, ein halbes Jahr später, zehn Jahre älter aus. Aus dem Krankenhaus war er nach wenigen Wochen entlassen worden, die körperlichen Wunden waren verheilt, die seelischen nicht. Er hatte wochenlang nicht geredet, seine Wohnung nicht verlassen, er hatte Schreianfälle bekommen, wenn sie die Vorhänge beiseitegeschoben oder die Fenster geöffnet hatte.

Sie war manchmal die Nacht über bei ihm geblieben. Aus Angst, er würde alles beenden wollen. Es durfte nicht zu Ende sein. Er musste wieder zu sich finden. Zu ihnen finden. Sonst wäre Pieros Tod umsonst gewesen.

Als der Frühling verging und der Sommer kam, wurde es etwas besser. Er kochte manchmal, für sich oder für sie beide. Meistens Pasta al Pomodoro. Wenig Knoblauch, viel Olivenöl, etwas Basilikum. Es war die beste Pasta, die sie bis dahin gegessen hatte.

»Außerirdisch gut«, hatte sie gesagt.

Er hatte gelächelt. Es war das erste Mal seit Monaten, dass sie ihn hatte lächeln sehen.

»Du müsstest die Pasta al Pomodoro meiner Mutter kosten, Silvia«, hatte er geantwortet, »die schmeckt wirklich wie von einer anderen Welt.«

Sie strich ihm übers Haar, sprang auf, zog die Vorhänge beiseite, öffnete die Fenster, die warme, etwas stickige Augustluft drang ins Innere. Auch das Hupen der Autos, das Quietschen der Reifen, das Rattern eines Zuges, der den Eisack entlangraste. Der Bozen-Lärm.

»Steh auf, Claudio. Komm mit in die Questura!«

Es war vor drei Wochen gewesen, da hatte er es endlich bis ins Treppenhaus geschafft, auch hinaus, ein paar Schritte die Straße rauf und runter. Dann rüber zum Eisack, die Promenade entlang. Zum Bäcker, zum Gemüsehändler, in ein Café, eine Pizzeria. Doch weiter war er nicht gekommen. Der Polizeipsychologe war zweimal bei ihm gewesen. Ein drittes Mal hatte er ihm nicht mehr aufgemacht. In der Questura war er seit Januar nicht mehr aufgetaucht.

»Geh, Silvia«, er winkte ab, schloss die Augen, zog die hellblaue Bettdecke hoch. »Grüß mir den Grauner schön.« Dann verschwand er unter der Decke, auf der das Vereinslogo des SSC Napoli abgebildet war.

Es war kaum Verkehr in Bozen. Über dem Talkessel hing eine dicke, muffige Hitzeglocke. Die Stadt war wie leer gefegt. Ihre Einwohner hatten sich hinter den geschlossenen Fensterläden ihrer Wohnungen verkrochen, oder sie hatten es den Touristen gleichgetan und waren in die Täler, auf die Berge und an die Seen geflüchtet.

Der Asphalt dampfte, auf den Talferwiesen war das Gras verbrannt, der Wasserstand der Talfer war auf einem Rekordtief, das Schmelzwasser des Winters längst aus dem Sarntal hinausgeflossen. Selbst in der Mitte des Baches ragten bereits einige größere Steine aus dem Wasser. Am Rande des Bachbetts waren Sandbänke zum Vorschein gekommen, auf denen sich vereinzelt Bozner dem Sonnenbad hingaben.

Grauner lenkte den Panda die Straße entlang ins Sarntal hinein, die Fahrbahn durchzog die Sillschlucht, die sich hinter Bozen auftat, ihre Felsen ragten steil und von den Gezeiten der Jahrtausende flach gelect in die Höhe, Tunnel taten sich auf, zwischen den Tunneln ging es neben der Straße steil die Schlucht hinab, nur die Leitplanke trennte Fahrbahn und Abgrund.

Schnell hatte er die große Stadt hinter sich gelassen, tat sich eine völlig neue Welt vor ihm auf. Grauner öffnete das Fenster einen Spaltbreit, drehte die Klimaanlage zurück und Mahlers *Fünfte* weiter auf. Er hatte eine Weile genug gehabt von Mahler, hatte es kurz mit Brahms versucht, dann mit Kammermusik, dann mit Wagner, schließlich, wenn auch nur etwa zehn Minuten lang, mit Alban Berg, vergebens. Er hatte sich von Sara das neue Album von Beyoncé andrehen lassen. Sara hörte schon länger kein Heavy Metal mehr. Sie hörte nun Pop. Harry Styles. Billie Eilish. Beyoncé. Mit den ersten beiden konnte er nicht viel anfangen, aber Beyoncé gefiel

ihm gar nicht so schlecht. Er hatte das Album einen Nachmittag lang den Kühen vorgespielt. Wenn auch mit schlechtem Gewissen seinem Mahler gegenüber.

Er hatte sich am nächsten Morgen beim Melken nicht getraut, von der Milch zu kosten, er hätte es nicht ertragen, hätte sie genauso gut geschmeckt wie nach der Mahler-Beschallung. Oder besser gar. Natürlich wusste er nicht, ob Mahler die Kühe bessere Milch geben ließ. Aber er wollte es eben glauben. Das reichte doch manchmal im Leben. Sich selbst ein bisschen belügen, sich selbst ein bisschen verschaukeln, das musste doch erlaubt sein, oder? Er jedenfalls gestattete es sich.

Er wünschte sich noch ein paar schöne, sorglose Arbeitsjahre, dann die Pension. Glücklicherweise mit Alba, seiner Frau. Wissend, dass Sara, seine Tochter, sehr bald irgendwo erfolgreich studieren würde. Sie wollte weg. Er hatte damit seinen Frieden gemacht. Er hatte schließlich verstanden: Es gab nur eine einzige, kleine Chance, dass sie den Hof eines Tages doch übernehmen würde. Wenn er sie heute ziehen ließ. Nur dann würde sie morgen, irgendwann, vielleicht, er hoffte es so sehr, zurückkehren. Er musste sie gehen lassen, um sie nicht zu verlieren.

Alba hatte ihm diese Taktik nahegelegt. Ihm, dem Taktiker. Doch im Privaten war ihm Taktik fremd. Privat platzte immer alles sofort aus ihm heraus. Alles Gefühl, alles Verlangen. Er konnte nicht anders. Er wollte nicht anders. So war er, so mochte er es, so liebte ihn seine Frau, so, er ahnte, hoffte es, liebte ihn auch seine Tochter.

Die kühle Luft umfing nun sein Gesicht, er schaute auf die Wiesen, die hier im Sarntal selbst im August noch saftig waren, er schaute auf die Kühe, die genügsam grasten, mit dem Schwanz die Fliegen verscheuchten, ins scheinbare Nichts glotzten. Gott, wie er diese Tiere liebte, wie er sie verehrte, ihren unbeirrbareren Stoizismus, da konnte man sich noch so viele Philosophen der Stoa zu Gemüte führen, Panaitos, Seneca, Aurel und wie

sie alle hießen, er hatte manche von ihnen flüchtig studiert in seiner Jugend – keiner von ihnen, so weise sie auch waren, konnte ihm so viel geben wie das Beobachten einer Kuh.

Über den Wiesen lagen die Wälder, über den Wäldern die Felsen, über den Felsen die Gipfel, und darüber leuchtete die buttergelbe Sonne am wolkenlosen Himmel. Grauner sog gierig die Würze des Kuhmists ein, der sich fein in die Frischluft mischte, er erreichte den Hauptort des Tals, Sarnthein, lenkte den Panda durch die engen Gassen, musste einem Traktor Platz machen, dann einem Bauern, der seinen Ochsen spazieren führte.

Vor der Bar saßen ein paar Männer. Weingläser in der Hand. Einer rauchte Zigarre, ein zweiter Pfeife, einer hatte sich hinter dem *Südtirol Kurier* versteckt. Grauner hatte vor ihnen gehalten, aufgewirbelter Dorfstaub legte sich auf die Windschutzscheibe. Sie taten einige Sekunden lang so, als bemerkten sie ihn nicht. Nur langsam, gemächlich, herablassend drehten sich zuerst der eine, dann ein zweiter, schließlich auch der mit der Zeitung zu ihm hin.

Dorfstolz. Der Commissario liebte es. Die Sarner waren besonders stolze Talmenschen. Von den Boznern wurden sie als Hinterwäldler verlacht. Sie wiederum lachten nicht über die Bozner, ignorierten sie vielmehr, was viel schlauer und stolzer war. Insgeheim fragten sie sich wohl, wie blöd diese Bozner sein mussten, da draußen im Hitzekessel zu leben, wo doch hier drinnen im Tal die Welt das Paradies war.

Grauner fragte nach dem Restaurant *Tan*, er hatte schon einige Male von dem Lokal gehört, ihm war bekannt, dass es ein ganz besonderes sein sollte, weltbekannt, doch er hatte keine Ahnung, wo genau es sich befand, und das, obwohl er sich im Sarntal gar nicht mal so schlecht auskannte. Schon manches Mal war er hier gewesen. Zum Wandern und Skifahren, zweimal beruflich.